

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 10

16. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 31. Mai 1952

INHALT: Freiheit als Aufgabe (zur semaine des intellectuels, Paris 1952): Freiheit als Gegensatz zur Selbstentfremdung — Die Freiheiten der Jakobiner heute — Die Kirche und der moderne Staat.

Die Philosophenschule in Löwen: Das Institut Supérieur de Philosophie — Die Sammlung «Philosophia Lovaniensis»: Einführung — Erkenntnislehre.

Medizinische Indikation für die Schwangerschaftsunterbrechung?: Der Wandel in der Einstellung zur Indikation — Gründe und Bedeutung.

Das katholische Leben in Italien: I. Das religiöse Leben — Der Klerus — Moderne Pastoration — Die «Katholische Aktion» — Die katholische Sozialbewegung — II. Der Katholizismus in der Nation: Die Presse. (Fortsetzung folgt)

Ex urbe et orbe: Das Nein des Volkes zur Vermögensabgabe — Sozialistische Lehrer diskutieren Erziehungsfragen — Zu den Spannungen zwischen der deutschen Evangelischen Kirche und der ostdeutschen Regierung.

Buchbesprechungen: Fülöp-Miller — Nickel — Miller.

Die Freiheit als Aufgabe

(Zur semaine des intellectuels, Paris 1952)

«Wird der Mensch von Morgen noch frei sein oder wird er sich wandeln zum mechanisierten Robot jener Zwangsgesellschaft, die uns so viele Zukunftsromane beschreiben? Werden wir der Freiheit einen dem Gefüge der modernen Welt entsprechenden Ausdruck verleihen können, der uns erlaubt, jene innere Freiheit zu wahren, ohne die das Leben nicht wert ist, gelebt zu werden?»

Diese beiden schwerwiegenden Fragen, die das Programm der 5. Semaine des Intellectuels Catholiques einleiteten, bildeten den Gravitationspunkt der 21 Vorträge prominenter Laien und Geistlicher Frankreichs, die vom 4. bis 10. Mai jeden Abend in der Salle Champeret von Paris vor einem zahlreichen Publikum sprachen. Die Fragen sind nicht nur für Frankreich bedeutsam, sie bedrängen die ganze Welt und deshalb mag es von Interesse sein, über diese Woche hier kurz zu berichten.

Wirklich oder scheinbar bedroht sahen die Referenten die Freiheit von aussen wie von innen. Von aussen: durch die immer grösser werdende Verflechtung der Technik und der Wirtschaft, durch den modernen Prozess der Arbeitsteilung, durch die Wandlung des Staates von einem Garanten der Freiheiten des Einzelnen zu einem Lenker all seiner Handlungen, durch die Wissenschaft und den Scientismus, die hineingreifen in die Politik, durch den totalitären Staat im Interesse einer Ideologie wie durch den Nationalstaat im Interesse seiner Verteidigung. — Von innen: durch das künstliche Schaffen immer neuer Bedürfnisse, die den Menschen sich selbst entfremden; in Frage gestellt: durch die moderne Tiefenpsychologie, verraten: durch die Notwendigkeit, die Freiheit mit Gewalt zu verteidigen, durch das Erstreben einer kollektiven Freiheit, der man die individuelle Freiheit opfert, durch die wachsende Scheu, Verantwortung zu übernehmen und Entscheidungen zu treffen, ein Risiko einzugehen, durch den Skeptizismus und die Sucht nach Kompromissen, durch einen Mangel an innerem Wert und eine wachsende Veräusserlichung.

Schon diese summarische Zusammenstellung zeigt, dass

man die innere Krise der Freiheit für weit grösser erachtete als ihre Bedrohung von aussen. War einst die Freiheit ein Wort, das man nur auszusprechen brauchte, um schon den Funken der Begeisterung in aller Augen sprühen zu sehen — man musste niemand erklären, was Freiheit ist —, so war es hier ein mühevolleres, fast beängstigendes Schauspiel, zu sehen, wie ein Referent nach dem andern — mochte er nun von der Freiheit der Wissenschaft, der Wirtschaft, des Schriftstellers, des Künstlers, des Arztes oder des Heiligen reden — seinen Vortrag damit begann, melancholisch vor sich hin zu schauen, um dann die Frage zu stellen: «Was ist das überhaupt: Freiheit?» Bis zum letzten Tag wurde immer von neuem so gefragt, und mit mehr oder weniger Geschick und Temperament schienen fast alle Redner einen und denselben Gegner, den sie — wenigstens unsichtbar — auch unter den Zuhörern gegenwärtig glaubten, niederringen zu wollen. Dieser Gegner war nicht so sehr etwa der kommunistische Mythos, der ja in Frankreich auch heute noch — sogar unter Katholiken — aufrichtige Anhänger besitzt, es war noch viel weniger irgendeine totalitär-faschistische Ideologie, etwa ein Mythos de Gaulle. Vielleicht — dieses Eindrucks konnte ich mich nicht erwehren — hätten die Redner nur allzu gern sich mit einem solchen ideologischen grossen Gegner geschlagen. Man hätte dann blitzende Degengefechte gesehen... Aber der Gegner, den es hier zu bekämpfen galt, war die Gleichgültigkeit, der Mangel am Willen zur Freiheit. Was aber vermag schon der Toro gegen einen Stier, der faul und käuend am Boden liegt? Er wird selbst zu einer lächerlichen Figur! Einer der Redner sprach es zornig aus: Viele lieben heute nur eine Freiheit, die Freiheit der Gleichgültigkeit. Aus dieser Gleichgültigkeit aufzurütteln war wohl das Ziel dieser Semaine.

1. Dementsprechend lag der Ton nicht so sehr auf der Verteidigung jener berühmten, durch die französische Revolution proklamierten jakobinischen Freiheiten: der Presse-, Rede-, Wirtschafts-, Glaubensfreiheit als vielmehr auf der inneren, der geistigen Freiheit.

«Ich war niemals so frei», sagte Edmond Michelet, der erste Armeeminister im Kabinett de Gaulles, heute Mitglied des MRP, einer der bedeutendsten Kämpfer der Résistance, «als in dem Augenblick, da ich von der Gestapo gefangen wurde, selbst unbewaffnet und hilflos jene armen mich bewachenden SS-Männer neben mir sah. Wie viel freier war ich doch in diesem Augenblick als sie.»

«Das Erste, was es heute zu tun gilt, ist, den Menschen wieder auf seine Füße zu stellen: nur einen Freien kann man befreien», rief Etienne Borne (mit den Händen durch die Luft rudern), der Chefredaktor von «Terre humaine», aus, um den Vorzug der inneren vor der äusseren Freiheit zu charakterisieren.

«Nicht im Dienst des Glaubens — wer zahlt dich —», erklärte Pierre Emmanuel, der Dichter des kürzlich erst erschienenen Bändchens «Babel», «sondern im Leib des Glaubens (dem Glauben einverleibt)» müsse der Künstler seine Werke schaffen.

«Wir mobilisieren im Westen heute Leute zur Verteidigung der Freiheit, die weder frei sind noch nach der Freiheit verlangen», sagt Th. Maulnier, der Dichter des Dramas «Profanateur».

Nach innerlichen Menschen, «die sich selbst besitzen», nach Menschen, die von aller inneren Entfremdung befreit sind, nach «Aristokratien» in allen Schichten, «besonders aber in den Arbeitermilieus», verlangte in kurzem aber glänzendem Vorspruch zum zweiten Tag der christliche «Existentialist» Gabriel Marcel.

Dies seien nur wenige Beispiele, die sich leicht um viele vermehren liessen, um zu zeigen, wie die Redner unter der geistigen, inneren Freiheit nicht so sehr die sogenannte Wahlfreiheit, die Willensfreiheit schlechthin verstanden, als vielmehr den inneren Willen zur Verwirklichung des eigenen Wertes. Ein positives Gut also hatten sie im Auge, das nichts mehr zu tun hat mit jener schrankenlosen und gerade darum inhaltslosen Freiheit, die besagt: Du kannst handeln oder auch nicht handeln, dieses tun oder jenes, wie es dir gefällt.

2. War es der eine unbestreitbare Gewinn, dies deutlich herausgestellt zu haben, so fügte sich diesem sogleich eine zweite — wie mir scheint nicht weniger bedeutsame — Note hinzu: Sehr viele der Redner verbanden diese als Kraft der Selbstentfaltung beschriebene Freiheit geradezu unlöslich mit einem sozialen Aspekt. Wohlgemerkt: Bei Behandlung der inneren, der geistigen Freiheit betonten sie bereits die notwendige Ausrichtung auf die Gemeinschaft.

Am schärfsten trat dies bei dem jungen Philosophieprofessor Jean Rolin zutage, der, nach einer äusserst düsteren Schilderung vom Überhandnehmen der Technokratie unserer Tage und einer womöglich noch schwärzeren Analyse der Kräfte des Widerstandes (das Opfer willigt ein, sich im Namen der Wissenschaft beherrschen und seiner Freiheit berauben zu lassen), die Rettung der Freiheit wurzelhaft einzig in der «Intimität der Begegnung von Mensch zu Mensch», im «lebendigen Gespräch» vom Schüler zum Lehrer, vom Arbeiter zum Arbeitgeber, vom Mann zur Frau, vom Priester zum Gläubigen sah. Rolin nannte das «die Einsamkeit zu zweit». Er meinte, soweit sich die Technik in den Dienst dieser Freiheit zu zweit stelle oder stellen lasse, sei sie gut; wo sie aber diese Freiheit zerstöre, sei sie zu verwerfen. Gabriel Marcel bezeichnete diesen Vortrag als das beste, was er seit langem in diesem Saal gehört habe.

Rolin stand, wie schon erwähnt, keineswegs allein mit dieser engen Verquickung von Freiheit und Ausrichtung auf den Nächsten. Wenn z. B. der Dichter Pierre Emmanuel oder der Arzt Pequignot die Freiheit dem Verantwortungsbewusstsein für den Nächsten geradezu gleichsetzten, so klingt darin das selbe Motiv wieder an.

3. Von dieser geistigen oder inneren Freiheit aus, die heute vor allem bedroht ist, stiess man natürlich auch zu den äusseren, den jakobinischen Freiheiten vor. Gewiss, man verteidigte sie, aber keiner der zahlreichen Redner pries sie auch nur von ferne als letzte und absolute Werte, jeder suchte sie einzuordnen in ein Gefüge der Freiheiten.

Theologisch gelang dies wohl am besten dem Dominikaner Congar, der die Freiheit einordnete in das Sein. Hier der lebendige Gott, der «Gute», der den Menschen ruft, und dort der Mensch, das seinshafte Ebenbild Gottes, das freie Antwort gibt. Die Geschichte der Menschheit ist die Entwicklung dieser Antwort und damit der Freiheit. Die äusseren Freiheiten der modernen Welt seien an sich ein Fortschritt gegenüber dem Mittelalter, insofern sie aber nicht eingeordnet werden in die objektive Hierarchie der Werte bedeuteten sie einen Rückschritt, denn das Mittelalter sei nicht so sehr von Prinzen als vielmehr von Prinzipien geleitet gewesen.

Wie bedeutsam diese Erkenntnis vom relativen Wert der «Freiheiten» gerade für Frankreich ist, entwickelte neben andern besonders deutlich Joseph Folliet, Professor der Soziologie in Lyon und Generalsekretär der jährlichen Semaines sociales de France. Durch die Proklamierung der Freiheit der Indifferenz und die Absolutsetzung der Freiheiten als höchstes Gut habe der Liberalismus unübersehbaren Schaden angerichtet. Wollten wir heute nicht alle Freiheit verlieren, müssten wir lernen, die Freiheiten wieder in einem Ganzen zu sehen, sie einander ein- und unterzuordnen. Dabei stellte er insbesondere die kollektiven Freiheiten der persönlichen Freiheit gegenüber. Wohl seien die kollektiven Freiheiten Voraussetzung für die persönliche Freiheit, aber für sich allein genommen hätten sie keinerlei Sinn.

4. Angesichts dieser Problemstellung, die man in die zwei Merkworte: tätige Freiheit statt Freiheit zur Trägheit und Einordnung der Freiheiten in ein gesamtes Ordnungsbild (oder auch mit einem einzigen Wort: die positive Überwindung der liberalen Freiheiten) zusammenfassen könnte, trat naturgemäss die Problematik Kirche und Freiheit ziemlich in den Hintergrund. Wohl gab es eine Reihe von Vorträgen, denen ausdrücklich dieses Thema gestellt war, wie zum Beispiel gleich der erste, der sich mit dem Glauben im Verhältnis zur Freiheit zu befassen hatte. Man begnügte sich aber darzutun, dass der Glaube, beziehungsweise die Gnade, den Menschen von Knechtschaft befreie und damit in der Freiheit vollende, ohne auf die Problematik, die etwa aus dem Konflikt des Glaubens mit einem schuldlos irrenden Gewissen entstehen kann, näher einzutreten. In ähnlicher Weise beschränkten sich auch die übrigen Referenten darauf, einzig die positiven, die Freiheit fördernden und sie vollendenden Momente der Kirche hervorzuheben und die Gefahren, die das Innehaben von Autorität bei fehlbaren Menschen mit sich bringt, nur im Vorbeigehen zu streifen.

Einzig der fünfte Tag, der dem Thema: die Kirche und die Freiheiten in der Geschichte gewidmet war, konnte in dieser Hinsicht von grösserem Interesse sein. Nachdem ein erster Vortrag (von Dansette) den Stellungswandel von seiten der Kirche, oder — besser gesagt — die allmählich sich herausentwickelnde positivere Einstellung der Kirche zum modernen Staat, die praktisch heute in einem «Konkordat der Trennung» ihren Abschluss findet, entwickelt hatte, suchte P. Rouquette S.J. auch theoretisch und grundsätzlich den Freiheiten von 1789 eine christliche Rechtfertigung zu geben. Er glaubte diese im sogenannten «christlichen Personalismus» zu finden, der — wenn es auch unmöglich ist, dem Irrtum ein Recht einzuräumen — doch der Person das Recht zuspricht, das Risiko eines Irrtums auf sich zu nehmen.

Vielleicht waren manche Besucher — wir haben diese Ansicht zumal von einigen anwesenden Deutschen gehört — vom Verlauf dieser Woche enttäuscht. Weder der Kommunismus,

nöch die Gewissensfreiheit und die eben angedeuteten Probleme kamen hier richtig zu Wort. Es wird diesen Kritikern zuzubilligen sein, dass die Titel des Prospektes eine tiefere Behandlung dieser Fragen erwarten liessen. Aber vielleicht war es gerade angesichts des drohenden Kommunismus doch weit wichtiger, nicht nach deutscher Eigenart sich in Problemen und Polemiken zu ergehen, sondern einfach positiv den Willen zur Freiheit (denn sein Fehlen ist unsere tiefere Krankheit im Westen) zu beleben und eine Ordnung der Freiheiten zu suchen.

In diese Richtung wiesen denn auch die Schlussworte des Pariser Erzbischofs Msgr. Feltin, der auf zwei Dinge den Akzent seiner Ansprache legte. Erstens: Wir sollten in der Kirche

von heute leben. Es gäbe Menschen, die sich hemmend der Kirche entgegenstellen, weil sie einem reaktionären Leitbild folgend die Wirklichkeit von heute nicht wahr haben wollten, und es gäbe Menschen, die einem Leitbild der Zukunft folgend ebenso an der Wirklichkeit von heute vorbeisähen. Beide Haltungen seien verfehlt, weil sie die Wahrheit verfälschen würden. Nur die Wahrheit aber könne uns frei machen. Zweitens: «Die Freiheit aber darf nicht nur verteidigt werden; man muss sie ausüben, man muss zu ihr erziehen, man muss sie wachsen lassen und sie vollenden. Dazu braucht es zwei Eigenschaften: Mut und Klugheit. Ich zähle auf euch, als Menschen und als Christen, dass ihr eure Würde als freie Menschen fortschreitend euch, zu Gottes Ehre, verdienen werdet.» M. Galli

Die Philosophenschule in Löwen

Das «Institut Supérieur de Philosophie»

Das Institut Supérieur de Philosophie an der Universität Löwen gehört seit langem zu den bedeutendsten Zentren des philosophischen Schaffens. Es geniesst auch in der nichtkatholischen Welt beträchtliches Ansehen, was nicht nur der überragenden Gestalt seines Gründers, D. Mercier¹⁾, zu verdanken ist, sondern auch dem souverän wissenschaftlichen Standpunkt seiner Forschung. Unter den katholischen Unterrichtsanstalten ist es eines der bestausgebauten Hochschulinstitute für Philosophie. Es besitzt den Rang einer selbständigen Fakultät und zählt zu seinem eigenen Lehrkörper etwa zwanzig Professoren, abgesehen von den Dozenten anderer Fakultäten, die für die Philosophen Spezialvorlesungen (hauptsächlich in Naturwissenschaften) halten. Die hohe Zahl der Professoren erklärt sich zum Teil aus der Doppelsprachigkeit der Vorlesungen: französisch und flämisch.

Der Beitrag der Löwener Fachschule ist in den verschiedensten Disziplinen gewichtig, zumal in der Geschichte der Philosophie. A. Mansion hat sich durch seine Aristotelesforschungen in die erste Reihe der Altertumsspezialisten gestellt. Von M. de Wulf stammt die dreibändige «Histoire de la philosophie médiévale» (6. Auflage 1934—47). Aber auch die Auseinandersetzung mit der Gegenwart wird in Löwen ernsthaft betrieben. Seit 1939 befindet sich daselbst das Husserl-Archiv, dessen Riesenachlass (40 000 Seiten Stenographie) von H. Van Breda und seinem Mitarbeiterstab systematisch ausgebeutet wird. A. de Waehlens gilt als einer der besten Kenner des Existentialismus. — Seit Mercier war die Psychologie ein besonders gepflegtes Gebiet der Schule. Heute sind es nicht weniger als sieben Dozenten, die sich in diese Arbeit teilen. Vor allem wäre hier A. Michotte zu nennen, von dem D. Katz behauptet hat, seine Werke über die Psychologie der Wahrnehmung würden fortan zur klassischen Literatur der Psychologie zählen. — In der Erkenntniskritik trat namentlich L. Noël hervor mit seiner Theorie des «réalisme immédiat» und der sich daran anschliessenden Kontroverse mit Gilson. Beachtung fand auch G. Van Riets grosse kritische Studie über das Erkenntnisproblem im modernen Thomismus, die von Balmès bis Wilpert, de Vries, Söhngen und August Brunner reicht. — Die Logistik oder mathematische Logik hat in R. Feys und J. Dopp zwei anerkannte Vertreter. — Und in N. Balthasar besitzt die Schule schliesslich einen Metaphysiker von starker spekulativer Begabung und genuiner Nähe zum Gegenwartsdenken. Nur eine eigenwillige, unmit-

teilsame Sprache ist schuld daran, dass seine Werke bisher wenig Echo fanden.

Die Sammlung «Philosophia Lovaniensis»

Dem Nichtfachmann bleiben die Monographien der Spezialisten zumeist verschlossen. Im Interesse einer weiteren Strahlung war es daher ein begrüssenswertes Unternehmen, dass die Löwener Schule vor einigen Jahren sich anschickte, mit der Veröffentlichung einer systematischen, kompendienhaften Darstellung der philosophischen Grunddisziplinen zu beginnen. Wie sehr, nach fünfzig Jahren neoscholastischer Anstrengung, eine neue Synthese dem Bedürfnis der Zeit entgegenkam, beweist der Erfolg der Publikationen. Die bis jetzt erschienenen Bände waren in kurzer Zeit vergriffen, so dass Neuauflagen notwendig wurden. Auch ist die Übersetzung in eine Reihe von Fremdsprachen im Gange.

Die deutsche Ausgabe besorgt, unter Anleitung von Dr. P. Maximilian Roesle, der Benziger Verlag (Einsiedeln-Zürich-Köln). Die Reihe wird zunächst acht Bände umfassen: Einführung in die Philosophie (De Raeymaeker), Erkenntnislehre (Van Steenberghe), Logik (Dopp), Ontologie (Van Steenberghe), Philosophische Psychologie (De Raeymaeker), Kosmologie, Ethik, Kritik und Methodologie der exakten Wissenschaften (Renoirte und André Mercier) erscheint 1953. Heute liegen die beiden ersten Bände vor. Auf Weihnachten soll die Ontologie erscheinen.

Einführung in die Philosophie²⁾

Die Einführung ist das Werk des derzeitigen Präsidenten des Institutes, der zugleich Präsident der Weltunion katholischer Philosophen (gegründet in Fribourg 1949) ist. Der Verfasser hat sich als Metaphysiker und Historiker der Metaphysik einen Namen gemacht.

Es handelt sich in diesem Band um eine fachmännische erste Einweihung in die Problemwelt, die Geschichte, das technische Rüstzeug der Philosophie. Man hat das Werk eine «didaktische Höchstleistung» genannt. Sie ist es nicht im Sinne einer psychologischen Einstimmung, oder einer phänomenologischen Hinlenkung auf die der Philosophie eigentümliche Perspektive, in der das Wesen des Philosophierens intuitiv gegeben wäre. Aber sie ist ein Handbuch erster Güte für ein wissenschaftlich organisiertes Philosophiestudium. Und damit ist das Werk charakteristisch für die Löwener Schule mit ihrem starken Interesse für geschichtliche Arbeiten, für die

¹⁾ Im Oktober 1951 fanden zum hundertsten Jahrestag der Geburt Card. Merciers mehrtägige, grossartige Gedenkfeierlichkeiten statt, während derer eine «Chaire Mercier» inaugurirt wurde, die zum Zwecke hat, bedeutenden Denkern aus aller Welt Gelegenheit zu geben, ihre Ideen vorzulegen und so die Auseinandersetzung zwischen Scholastik und Moderne zu fördern. Die «Acta» dieser Tagung sind erschienen als Novemberheft der *Revue Philosophique de Louvain*, 1951.

²⁾ *Philosophia Lovaniensis*, Grundriss der Philosophie in Einzeldarstellungen, herausgegeben von Professoren des Institut Supérieur de Philosophie an der Universität Löwen. Band 1: Louis de Raeymaeker, *Einführung in die Philosophie*, ins Deutsche übertragen von Dr. E. Wetzel, 331 Seiten, 14×22. In Leinen geb. sFr./DM. 17.50.

rigorose Erkenntnis- und Methodenkritik und ihrem «souti de documentation et d'information», ersichtlich vor allem in dem umfassenden bibliographischen Répertoire der *Revue Philosophique de Louvain*.

Das Buch ist nicht aus einer subjektiven Schau heraus geschrieben, sondern kritisch erarbeitet in sorgfältig abwägender und vergleichender Überprüfung des positiven Materials, das eine kollektive Anstrengung von 25 Jahrhunderten elaboriert hat. Aus dieser streng objektiven Sichtung heraus unternimmt der Autor die Gegenstandsbestimmung der Philosophie, in Abgrenzung gegen die vulgäre, die einzelwissenschaftliche, die theologische Wissensform. Ein Querschnitt durch ihre besonderen Problemkreise skizziert den Fragestand der Erkenntnislehre, der Ontologie, der Kosmologie, der Psychologie und der Wertlehre.

Ein zweiter Abschnitt vermittelt einen summarischen Überblick über die abendländische Philosophiegeschichte. Nichts ist vielleicht geeigneter, an das Wesen der Philosophie heranzuführen, als eine solche konkrete Fühlungnahme mit ihrer Geschichte, ihrem Werden und Wachsen, ihren Krisen und Irrungen, ihrer unbarmherzigen Selbstkritik, ihren immer neuen und (teilweise wenigstens) sich verfeinernden Ansätzen, ihrem steten dialektischen Umschlag, der letzten Konstanz ihrer Kernprobleme und der Permanenz der typischen Denkrichtungen, die einander gegenüberstehen.

Von besonderem Interesse ist der dritte Teil des Buches, der uns einen Rundgang in der modernen «Werkstätte» des Philosophiestudiums gestattet. Der Leser wird bekannt gemacht mit den philosophischen Organisationen, den Unterrichtszentren, Akademien, Gesellschaften, Kongressen. Er lernt das Rüstzeug kennen, das dem heutigen Philosophiebeflissenen zur Verfügung steht: Lexica, Enzyklopädien, Textausgaben, Geschichtswerke, Handbücher, Zeitschriften usw. Und dies alles wird ihm dargeboten von einer wahrhaft übernationalen Warte aus, die alle wichtigeren westeuropäischen Sprachen berücksichtigt.

Kurz gesagt — wir haben in diesem ersten Band der *Philosophia Lovaniensis* ein Werk, das als Einführung in ein Fachgebiet geradezu als exemplarisch gelten darf.

Erkenntnislehre ³⁾

Es ist bezeichnend für den methodologischen Standpunkt der Löwener Schule, dass ihre Systematik anhebt mit der Erkenntniskritik. Man ersieht darin den Willen, mit der durch Descartes und Kant geschaffenen neuen Problemstellung ernst zu machen. Die Bemühung um einen lebendigen Denkverkehr mit der Moderne hat bereits Mercier, den ersten Löwener Epistemologen, ausgezeichnet. Zu einem neuen, brauchbaren Ansatz kam jedoch erst L. Noël, der die seit dem Rationalismus so verbreitete Idee eines «geschlossenen Bewusstseins» einer scharfsinnigen Kritik unterzog — unabhängig, aber parallel zu den Phänomenologen — und somit den Weg freilegte für seinen berühmten «réalisme immédiat». Die hier noch mühsam um ihren Ausdruck ringenden Einsichten haben ihre überlegene Aufhellung und systematische Zerlegung gefunden in Fernand Van Steenbergens «Erkenntnislehre».

Der Grundgedanke dieser originellen und doch wesentlich thomistischen Erkenntnistheorie ist der von der Einheit des (cartesianischen) Bewusstseins und des (thomistischen) Seins. «Bewusstsein» schliesst ... Wirklichkeit, Realität ein. Descartes

³⁾ *Philosophia Lovaniensis*, Band 2: Fernand Van Steenbergens, *Erkenntnislehre*, aus dem Französischen übertragen und durch Anmerkungen erweitert von DDr. Alois Guggenberger. 414 Seiten. In Leinen gebunden sFr./DM. 20.50. Benziger Verlag, Einsiedeln, 1950.

Van Steenbergens ist von Hause aus Mediävist, der sich durch ein monumentales zweibändiges Werk über Siger von Brabant verdient gemacht hat.

wusste darum und anerkennt es in seinem ‚Cogito, ergo sum‘. Aber er verstand es nicht, die darin liegende Grunderfahrung des Realen nutzbar zu machen. Wer das ‚Bewusstsein‘ erfährt, hat damit zugleich die Erfahrung von ‚Sein‘ (S. 111).

Dass das systematische Philosophieren mit den Bewusstseinsvidenzen einzusetzen hat, darin kommen heute auch die Phänomenologen mit Descartes überein; man vergleiche etwa Husserls «Cartesianische Meditationen». Aber wenigstens ihrem ursprünglichen Anliegen nach bewegt sich die Phänomenologie in der einen Dimension der Wesensbeschreibung. Ihr metaphysischer Ertrag ist insofern gering. Descartes seinerseits betrachtete die Data seiner Bewusstseinsanalyse als das Material, das diskursiv zu verarbeiten ist und auf diese Weise das Gebäude der Metaphysik zu errichten hilft. Man weiss heute, wie wenig solid, ja wie leichtfertig dieser Bau herausgekommen ist. Nicht nur sind Lücken und Illogismen aufzeigbar, die ratio des Diskurses selbst steht aus: Descartes unterlässt in naivem Vernunftglauben jede weitere Rechtfertigung der dialektischen Denkarbeit.

Der massgebliche Fortschritt Van Steenbergens über Descartes hinaus und sein Vorzug den Essentialphänomenologen gegenüber liegt darin, dass er die Bewusstseinsvidenzen nicht bloss flächenhaft, sondern in ihrer Tiefendimension, nicht essentialistisch, sondern ontologisch fasst. Bewusstseinsvidenz erweist sich als Seinsevidenz. In jeder Tatsachenerfahrung kommt nicht nur Wesen, sondern Dasein zur Erfahrung. In jeder Tatsachenerfahrung liegt ein Sprungbrett zu einer metaphysischen Erfahrung des Seins als solchen, in der nicht mehr bloss das Einzelne als einzelnes gegenwärtig ist, sondern das Ganze des Seins: Das Sein in seiner extensiven und intensiven Fülle ist da irgendwie gesichtet; das Sein als das transzendental Umgreifende, das sich einer weiteren Überlegung auch als das Absolute enthüllt. Und das ist das Entscheidende einer der Metaphysik vorhergehenden Kritik; nicht etwa die Sicherstellung einer realen Körperwelt, sondern der Evidenzaufweis des transzendentalen Seins als des tragenden Bodens jeder Einzelerfahrung.

Damit erst hat die Erkenntniskritik jene Tiefe erreicht, von der aus die Grundlegung der Metaphysik und, ihr voraus, der Logik möglich ist. Die Logik bezieht nämlich ihre Rechtfertigung und Basierung durchaus nicht aus einem blossen Denkprinzip, dem Identitäts- und dem Widerspruchssatz. Alle Aussagen — und übrigens die ganze logische Ordnung — führen, nach der Löwener Schule, ursprünglich auf Existenzurteile zurück. Urteile also, die darin bestehen, einen expliziten Erfahrungsgehalt dem Sein, das heisst der in vager Intuition gegebenen Totalität des Seienden einzuverleiben. Die vorgängige und alle Einzelerfahrung fundierende Grunderfahrung ist Seinserfahrung; die vorgängige und alle weiteren Urteile fundierende Grundaussage ist die allgemeine Seinsaussage: dass Sein ist.

Von diesem ersten vagen Seinsverständnis aus — das bei jeder Erkenntnis und jedem Urteil immer vorausgesetzt ist —, und vermöge seiner, erfolgt der Aufbau unserer menschlichen Erkenntnis; und dies auf zweierlei Wegen: durch Erfahrung und durch diskursive Verstandesarbeit. Der Zuwachs an Einsicht vollzieht sich jedoch nicht nur in die Breite, sondern auch in die Tiefe: unser Seinsbegriff selbst erfährt auf diese Weise eine zunehmende Verdeutlichung. Die Seinsmodi, die Seinsordnungen treten hervor: Subjekt und Objekt, Geist und Stoff, Reales und Logisches usw.

Und hier, mit der Bestimmung der unmittelbar habhaften Seinsdifferenzen, setzen die Probleme der klassischen Erkenntniskritik ein: die Seinsart, beziehungsweise die Objektivitätsart der Aussenwelt, der Innenwelt, der Sinnesqualitäten, des Gedächtnisses, des Diskurses.

In diesen Teilfragen des Erkenntnisproblems ist die Antwort Van Steenbergens nun freilich keine spezifische, keine

sachentsprechend ausgebaute; sie ist bloss grundlegender Art, die Spezialuntersuchungen nicht überflüssig, sondern eben erst möglich machen soll.

Hier werden alle jene enttäuscht sein, die gewohnt waren, die Aufgabe der Kritik hauptsächlich darin zu erblicken, die sinnliche Wahrnehmung auf ihre objektive Gültigkeit hin zu prüfen. Diese Aufgabe weist der Autor den speziellen Epistemologien zu, welche die Psychologie, die Kosmologie sowie die übrigen philosophischen Einzeldisziplinen zu begleiten oder vorzubereiten haben. Allen Einzeldisziplinen voraus aber geht die Ontologie, die Lehre vom Sein als solchem. Auch diese

indes bedarf einer vorgängigen erkenntniskritischen Sicherstellung ihres Gegenstandes.

Es ist dies eine Komplizierung der philosophischen Problematik, die sorgloseren Gemütern als vollkommen überflüssig erscheinen mag. Aber eine sich selbst ernst nehmende Philosophie kann es sich nicht ersparen, fortgesetzte Grundlagenkritik zu üben, um ihren eigenen Aufstellungen sicher zu bleiben.

Der Ertrag dieser Fundamentalkritik ist im übrigen nicht gering. Das Sein ist gesichtet, dessen Intelligibilität den Aufbau einer gehaltvollen Metaphysik ermöglicht.

Dr. K. Hürlimann, Fribourg

Medizinische Indikation für die Schwangerschaftsunterbrechung?

Die deutsche Tuberkulosegesellschaft hat im Herbst 1949 den Beschluss gefasst: «Künftighin grundsätzlich keine Schwangerschaftsunterbrechung mehr wegen Tuberkulose, sondern Heilstättenbehandlung»¹⁾. Massgebend dafür waren die Erfahrungen, die man in Tuberkulose-Krankenhäusern mit der Behandlung der Schwangeren gemacht hat. Im Tuberkulose-Krankenhaus Hoheneimberg (Westfalen) z. B. führte man Thorakoplastik und Pneumolyse auch an schwangeren Frauen durch und man konnte in allen Fällen Mutter und Kind retten. Nach der traditionellen medizinischen Anschauung und nach den Lydtinischen «Richtlinien für Schwangerschaftsunterbrechung und Unfruchtbarmachung aus gesundheitlichen Gründen» hätte man das Leben von so und so vielen Kindern vernichten müssen ohne Garantie, dass dafür das Befinden der Mutter sich bessere; im Gegenteil, es wäre sicher noch das Leben der einen oder andern Mutter verloren gewesen. Dr. Jahn, der darüber berichtet²⁾, zieht daraus die Folgerung, dass die Unterbrechung wegen Lungentuberkulose sich nicht mehr rechtfertigen lasse. Im gleichen Sinne wendet sich gegen diese Indikation Prof. A. Mayer (Tübingen), und er erklärt dazu: «Man unterschätzte die mit der Unterbrechung verbundenen Gefahren für Leben und Gesundheit der Mutter, auch in psychischer Richtung. Man verkannte die Schwierigkeit der Prognose der Lungentuberkulose und die damit verbundene Unsicherheit der Indikationsstellung zur Unterbrechung. Man übersah die ethischen und sozialen Wirkungen der Bagatellisierung der Unterbrechung»³⁾.

Dieser Wandel in der Einstellung zur Indikation wegen Lungentuberkulose ist von höchster Bedeutung. Denn gerade diese Krankheit wird auch heute noch von vielen Ärzten als ein rechtfertigender Grund zur Einleitung des Abortus angesehen und gilt als eine der häufigsten Indikationen⁴⁾. Durch ihre Überwindung ist in das Ganze der Indikationslehre, die sich so schädlich ausgewirkt hat, eine Bresche geschlagen. Es mehrt sich auch die Zahl der Ärzte, die nicht minder die anderen Indikationen ablehnen. Aus ihrer Erfahrung bezeugen sie, dass man bei Schwangeren jede Krankheit angehen könne, ohne dass man die Frucht entfernen müsste. Sie können sich dabei auch auf anerkannte Autoritäten stützen. Henkel z. B. erklärte: «Wenn mich jemand fragt, ob es obligate medizinische Indikationen gibt, die zwingend eine Unterbrechung der Schwan-

gerschaft fordern, so sage ich: Nein»⁵⁾. Und Menge hat schon 1930 erklärt, dass an seiner Klinik bei einem Beobachtungsmaterial von jährlich durchschnittlich 1200 geburts hilflichen Fällen innerhalb von 20 Jahren überhaupt keine vorzeitige Schwangerschaftsunterbrechung nötig war⁶⁾. Dr. Good vom grossen Boston City Hospital konnte darauf hinweisen, dass unter 66000 Fällen von Entbindungen in diesem Krankenhaus kein einziger Abortus vorgenommen wurde, und dass die Sterblichkeitsziffer auch unter den Fällen, die für eine Unterbrechung sprachen, gleich Null betrug⁷⁾. Auf einer Tagung amerikanischer Chirurgen 1951 sagte Dr. Heffernan: «Jeder, der einen therapeutischen Eingriff macht, ist entweder ein Ignorant auf dem Gebiete der modernen medizinischen Methoden, oder er ist nicht willens, sich die Zeit und Mühe zu nehmen, sie anzuwenden»⁸⁾.

Zu diesem Wandel in der Auffassung der medizinischen Indikation hat vor allem auch die Erkenntnis beigetragen, wie gesundheitsschädlich und gesundheitszerstörend sich ein Abortus auswirkt. Ein besonders lehrreiches Exempel dafür lieferte das Massenexperiment in Sowjetrußland. Dort hatte das Dekret Semaschkows vom 18. Nov. 1920 die ärztliche Schwangerschaftsunterbrechung aus sozialwirtschaftlicher Indikation innerhalb der drei ersten Schwangerschaftsmonate staatlich freigegeben und geregelt. Weitere Erlasse hatten zur Vornahme der Operation ausreichende sanitäre Verhältnisse verlangt und geschaffen. Aber trotz allen Vorsichtsmassregeln waren die gesundheitlichen Schädigungen bei den in Betracht kommenden Frauen derart, dass der Allukrainische Kongress für Geburtshilfe und Gynäkologie vom Jahre 1927 die Resolution fasste: «Mit Rücksicht auf die vielseitigen, der Frau durch künstliche Abtreibung zugefügten Schäden ist es unbedingt erforderlich, weite Kreise der Bevölkerung vor einer leichtsinnigen Auffassung der Abtreibung zu warnen, indem man sie mit den schädlichen Folgen derselben bekannt macht»⁹⁾.

Diese Erfahrungen sind nur eine neue Bestätigung für den aus der Schöpfungsordnung sich ergebenden Grundsatz: Letztlich, auf das Ganze gesehen, kann auch medizinisch nicht richtig sein, was ethisch falsch ist (und das ist jede direkte Schwangerschaftsunterbrechung); denn Gott, der Schöpfer der Natur, widerspricht sich nicht.

⁵⁾ Henkel: Zur Frage der Indikation der Schwangerschaftsunterbrechung, Münchener med. Wochenschrift 1930, Nr. 31, S. 1327. Bei Niedermeyer a. a. O., S. 179.

⁶⁾ Menge: Münchener med. Wochenschrift, 1930, Nr. 31, S. 1330. Bei Niedermeyer a. a. O., S. 179.

⁷⁾ Good Frederick: Marriage, Morals and Medical Ethics, p. 149. New York 1951. In: Theological Studies 1952, S. 71.

⁸⁾ Ebd. S. 70.

⁹⁾ Bei Algermissen: Das werdende Menschenleben im Schutze der christlichen Ethik, Celle, 1948, S. 13 f. und Niedermeyer a.a.O., S. 154 ff.

¹⁾ Deutsche medizinische Rundschau, 1949, Nr. 41, S. 1160.

²⁾ Dr. med. Friedr. Jahn: Die grosse Thoraxchirurgie bei Tuberkulose und Schwangerschaft. Ein Beitrag zur Revision der «Richtlinien für Schwangerschaftsunterbrechungen und Unfruchtbarmachung aus gesundheitlichen Gründen». — Verlag Rennebohm und Hausknecht, Bielefeld 1948.

³⁾ Deutsche medizinische Rundschau, a. a. O.

⁴⁾ Vgl. zum folgenden Niedermeyer Albert: Handbuch der speziellen Pastoralmedizin III. Herder, Wien 1950.

Die Gründe, mit denen man die sittliche Erlaubtheit eines Eingriffes bei einer Schwangerschaftskomplikation aufweisen möchte, halten einer Prüfung nicht stand. Zunächst ist schon zu betonen, dass nicht die Schwangerschaft die Komplikation ist, sondern die Krankheit. Die Schwangerschaft ist das Normale, zeugt von Gesundheit und dem Willen zum Leben. Die Gefahr kommt von der Krankheit und diese gilt es zu behandeln; nicht aber darf man gegen die Schwangerschaft, den gesunden Lebensprozess, vorgehen. Man hat für eine moralische Berechtigung des therapeutischen Abortus die Güterabwägungstheorie und das Notstandsrecht herangezogen. Nach dem Prinzip der «Güterabwägung» müsse in einem Schwangerschaftskonflikte das Leben des Kindes dem der Mutter weichen; denn das Leben der Mutter sei doch höher zu werten als das des noch nicht geborenen Kindes. Dem ist entgegenzuhalten, dass es von vornherein gar nicht ausgemacht ist, dass das Leben der Mutter tatsächlich wertvoller ist als das des Kindes. Oder war das Leben von Haydn, Mozart, Bruckner im Mutterschoße dem Leben ihrer Mutter gegenüber geringerwertig? Welches hätte im Falle eines Widerstreites für uns, die wir jetzt rückwärtschauend die Bedeutung dieser Männer erkennen, mehr gewogen? — Und dann handelt es sich bei solchem Abwägen gar nicht um die Wahl zwischen zwei gleichwertigen Massnahmen zu Gunsten eines Lebens. Es ist nicht so wie bei einem Unfall, bei dem Mutter und Kind schwer verletzt da liegen und wo der Arzt überlegen kann, wem von beiden er zuerst helfen soll, der Mutter oder dem Kinde. Da kann er fragen, welches Leben wertvoller sei. Aber bei einem Schwangerschaftskonflikt ist der Sachverhalt ein ganz anderer. Der Arzt hat hier nicht zu wählen zwischen zwei gleichen Handlungen, sondern zwischen zwei wesentlich verschiedenen Verhaltensweisen: zwischen der direkten Tötung des Kindes und dem Zulassen einer Verschlechterung der Krankheit der Mutter oder in einem äussersten Falle (vor den sich aber heute ein Arzt kaum mehr gestellt sieht) dem Zulassen des Sterbens der Mutter. Bei solcher Wahl wiegt ohne Zweifel die beabsichtigte Vernichtung eines unschuldigen Lebens viel schwerer als dem natürlichen Geschehen seinen Lauf zu lassen. Stirbt die Mutter, so ist das ein Unglück; tötet man aber die Leibesfrucht, so ist das eine moralisch schlechte Handlung, ein Mord, eine Störung der sittlichen Ordnung. Und erklärt man in diesem Falle die Tötung des unschuldigen Lebens für erlaubt, so muss man es auch für andere Fälle tun, und dann gibt es keine Grenze mehr nach unten¹⁰⁾.

Das Gleiche gilt auch für den anderen Versuch, die Unterbrechung zu rechtfertigen, für die Berufung auf den Notstand. Die Mutter, so macht man geltend, befinde sich in einem Notstand, und um diese Not zu beheben, sei sie berechtigt, die Frucht zu entfernen. Gewiss, Notstand erlaubt manches; so darf ich mir in äusserster Not fremdes Gut aneignen. Aber so weit geht das Notstandsrecht nicht, dass ich auch einen Unschuldigen töten dürfte. Niemand, der noch Sinn hat für die Unantastbarkeit menschlichen Lebens, wird z. B. behaupten wollen, man dürfe einen Mann, der eine gefährliche ansteckende Krankheit hat, deshalb umbringen, weil man sich vor der Ansteckung durch ihn nicht anders schützen könne. — Und wiederum: Dehnt man das Notstandsrecht so weit aus, dann gibt es keinen Halt mehr auf der schiefen Ebene; dann beruft sich auch der Staat auf dieses Recht, um unbequeme Bürger, Geisteskranke

usw. zu beseitigen. Denn hier wie dort wäre der Grundsatz massgebend: Recht ist, was nützt; der Zweck heiligt das Mittel.

Auch die anderen Indikationen wie die soziale und die eugenische gehen letztlich auf dieses abzulehnende Prinzip zurück. Bei der sozialen Indikation ist übrigens die Sittenwidrigkeit schon aus ihrer Bestimmung ganz offenbar: eine soziale Not behebt man nicht dadurch, dass man tötet; sonst dürfte man ja auch das Kind in der Wiege, dürfte man andere Menschen töten, wenn der Nahrungsspielraum zu eng wird. Und was die eugenische Indikation betrifft, so gilt noch immer, was Prof. Eymers schon 1924 in der Wiener klinischen Wochenschrift (Nr. 39) schrieb: «Zur eugenischen Indikation fehlen einstweilen alle Grundlagen. Wir können nicht diagnostizieren, welche Entwicklungsmöglichkeiten ein Ungeborenes in sich trägt und dürfen nicht Vorsehung spielen wollen und Kinder ausmerzen, um der Rassenverschlechterung vorzubeugen.»

Aus all diesen Erwägungen beginnt man immer mehr einzusehen, dass jene recht behalten, die grundsätzlich jede Schwangerschaftsunterbrechung, auch die sogenannte therapeutische, ablehnen.

Dass sich nun die Medizin dieser Erkenntnis und Einstellung zuwendet und die medizinische Indikation preisgibt, ist für die Bekämpfung der gegenwärtigen Abtreibungsseuche wertvoll und verheissungsvoll. Denn die medizinische Indikation war doch der Hauptgrund, warum man in verschiedenen Ländern eigene Abtreibungsparagraphen und Sonderbestimmungen für die Ärzte geschaffen hat. Dadurch wurde es gewissenlosen Ärzten ermöglicht, unter dem Vorwande der medizinischen Indikation ungestraft Eingriffe auch dort vorzunehmen, wo es nicht «notwendig» war; und es geschah nicht selten in grossem Ausmass. Dies wirkte wieder auf das Volk zurück. Es schwächte das Bewusstsein von der Unerlaubtheit der Abtreibungen und untergrub die Achtung vor dem keimenden Leben.

Nachdem sich nun die medizinische Indikation als hinfällig erwiesen hat, ist den Sonderbestimmungen und der Legalisierung der Unterbrechung ihre Motiven-Grundlage entzogen. Man kann und müsste jetzt konsequenterweise eine Rückbildung einleiten: müsste jene Paragraphen im Strafgesetz wieder abschaffen und zur Strenge der alten Gesetze zurückkehren; müsste auch scharfe Massnahmen gegen die Fruchttötung, aus welchem Grunde und von wem immer sie geschehen mag, ergreifen. Wohl ist zur Wahrung der Gewissensfreiheit einem gewissenhaften Arzte, der in einem besonderen Falle nach Erschöpfung aller Massnahmen der erhaltenden Therapie glaubt, die Mutter nicht anders retten zu können als durch den Eingriff, Strafflosigkeit zuzubilligen. Aber damit ist für die Tötung noch nicht eine sittliche Erlaubtheit ausgesprochen. Und gerade das unbeirrbar Festhalten an den Forderungen des Sittengesetzes ist das Gebot der Stunde.

Denn ausschlaggebend bleibt die Rückkehr zur ethischen Grundeinstellung der Ehrfurcht vor Gott, dem Schöpfer und alleinigen Herrn des Lebens, und die Achtung des Lebensrechtes auch des Ungeborenen. Dass sich unser Volk wieder dahin erneuere, dazu könnte auch die Medizin aus ihren vertieften und erweiterten Erkenntnissen heraus viel beitragen¹¹⁾.

Prof. Dr. Jos. Miller, Innsbruck

¹⁰⁾ Vgl. Hartmann Albert: Die Ehrfurcht vor dem Leben, Stimmen der Zeit, Bd. 140, S. 266.

¹¹⁾ Einen Weg zur Aufklärung und Gewissensbildung des Volkes in dieser Hinsicht zeigen die Ansprachen des Heiligen Vaters Pius XII. an den Verband katholischer Hebammen Italiens (29. Okt. 1951) und an die «Familienfront» und Vereinigungen kinderreicher Familien (26. Nov. 1951).

Das katholische Leben in Italien

I. Das religiöse Leben

Der Klerus

Kein anderes Land der Welt ist so sehr von Religion und Katholizismus durchdrungen wie Italien. Die Verwirrungen, die im letzten Jahrhundert durch den Freisinn und in den letzten Jahren durch den Kommunismus geschaffen wurden, konnten im tiefsten die Seele dieses Volkes doch nicht erfassen.

Italien ist in 331 Diözesen aufgeteilt und zählt 282 residierende Bischöfe, 44 777 Priester, 109 000 männliche und 188 000 weibliche Ordensmitglieder. Ungefähr auf tausend Einwohner trifft es einen Priester, diese Zahl variiert aber von Diözese zu Diözese. In einigen derselben, z. B. in Bergamo, Treviso und Lucca, wirken sehr viele Geistliche, während in der Toskana Priestermangel herrscht.¹⁾

Im Süden des Landes ist der Klerus sehr vernachlässigt und seine Bildung lässt viel zu wünschen übrig. Um diesem Übelstand abzuweichen gründete Pius XI. die grossen Regionalseminarien und vollendete damit das Werk des hl. Karl Borromäus. Im Jahre 1947 wurden denn auch die ersten Studienwochen für Priester veranstaltet und diese werden nun nach und nach in allen Diözesen Italiens durchgeführt. Die Anregung dazu kam von der bischöflichen Kommission der Katholischen Aktion.

Sehr stark ist der Ordensklerus vertreten; er widmet sich zur Hauptsache der Erziehung der Jugend. Die Salesianer stehen in dieser Arbeit an erster Stelle, sie besitzen auch bereits eine eigene Theologische Fakultät in Turin. Die Jesuiten, die Brüder von der Schule Pius', sowie die Barnabiten teilen sich ebenfalls in diese Aufgabe. Von einigen dieser Kongregationen werden in den Grosstädten auch Pfarreien betreut.

Von den führenden religiösen Persönlichkeiten Italiens ist vor allem als grosser Förderer der sozialen Bewegung *Msr. Bernareggi* zu nennen, der Präsident der «Sozialen Wochen». Ebenso *P. Lombardi S. J.*, der das intellektuelle Apostolat verliess, um mit grossem Erfolg öffentlich zum Volk zu sprechen. *P. Gemelli* eröffnete 1922 die katholische Universität von Mailand und ist eine anerkannte Autorität auf dem Gebiet der Sozialpsychologie. Der Weltpriester *Calabria* von Verona gründete mehrere karitative Werke. Der Salesianer *Don Cojazzi* hat als Schriftsteller grossen Einfluss auf die jugendlichen Kreise. — Diese Namen liessen sich noch um etliche vermehren.

Moderne Pastoration

Wie überall in der modernen Welt hat das religiöse Leben auch in Italien mit vielen grossen Schwierigkeiten zu kämpfen. In Mailand z. B. existieren Pfarreien mit 40 000 Seelen. Es ist darum leicht zu begreifen, dass der Kontakt mit den Einzelnen, mit deren Lebensbedingungen und Existenzsorgen nur schwer oder gar nicht hergestellt werden und so die Kirche in vielen Belangen nicht mitgehen kann.²⁾ Daher bleibt leider für viele die Religion eine Privatangelegenheit und durchdringt das öffentliche Leben viel zu wenig. Die verschiedenen Gruppen der «Katholischen Aktion» und vieler anderer Bewegungen geben sich alle Mühe dieser Einstellung zu begegnen und sie erfolgreich zu bekämpfen.

Durch Direktor Baldelli wurde im Jahre 1920 die «Natio-

¹⁾ Nach den Ausführungen des Konkordates vom Jahre 1929 sollte der Klerus legale Einkünfte erhalten. Die Bestimmungen sind aber leider sehr ungenügend, und bis auf einzelne Pfarreien ist der gesamte Klerus auf die Wohltätigkeit der Gläubigen angewiesen und teilt meistens das Los seiner armen Pfarrkinder.

²⁾ Notizen über die religiös-soziale Lage in Italien in: Dokumentblätter von Löwen, 15. Okt. 1949.

nale Organisation der moralischen und religiösen Arbeiterhilfe» (O. N. A. R. M. O.) gegründet. Diese vereinigt Diözesanpriester, die sich speziell dem Arbeiterapostolat widmen. Sie gründen in verschiedenen Fabriken und in den Arbeiterquartieren eine Art «geistlichen Dienst», der mit dem Dienst der Fürsorgerinnen Hand in Hand geht. Die Arbeitsstätte wird somit eine Art Pfarrei und eigens dafür ausgebildete Priester stehen ihr vor. Für deren Ausbildung zu Arbeiterseelsorgern besteht in Bologna ein eigenes Seminar, und in Mailand sowie der ganzen Lombardei werden Kurse veranstaltet, um Geistliche für dieses spezielle Apostolat zu gewinnen. Jeder der dieses Seminar besuchen will, muss vorerst während einem ganzen Jahr als Arbeiter sein Brot verdienen haben.

Besondere Erwähnung verdienen auch die sogenannten *Lehrlingsschulen*, die von den Salesianern geführt werden und in fast allen Städten Italiens zu finden sind. Es sind dies Häuser, in denen Lehrlinge aufgenommen und betreut werden.

Der Klerus wird in seiner seelsorgerischen und karitativen Tätigkeit durch die *Laien* sehr aktiv unterstützt. Für diese bestehen bereits einige weltliche Institutionen, so das St. Pauls-Werk (Paolini), das junge Leute beiderlei Geschlechts zur Ausbildung aufnimmt. Durch diese werden dann in den Grosstädten Mailand und Rom verschiedene soziale Werke betreut, wie: Verteilung der Mahlzeiten an Notleidende, Arbeiter-Missionen, Studentenheime, soziale Schulen, Studienzirkel sowie auch die Kinderrepublik auf dem Littoral von Santa Marinella bei Rom, etc. — Als weitere weltliche Institution ist die «Pro Civitate Christiana» zu nennen, die vom Priester Rossi in Assisi gegründet wurde. Auch in dieser finden junge Leute beiderlei Geschlechts Aufnahme, nur wird verlangt, dass sie vor der Aufnahme an einer Universität während drei Jahren Theologie studiert haben. Nachdem ihnen ein Diplom ausgestellt wurde, widmen sie sich ebenfalls dem Laienapostolat. Auch diese Institution wird von Priestern geleitet. Wenn Volksmissionen durchgeführt werden gehen vorerst die Laienhelfer in die Fabriken, Kasernen, Werkstätten und Büros und sind so für die Missionsprediger wahre Wegbereiter. Diesen Missionen sind denn auch aussergewöhnliche Erfolge beschieden.

Von der Bewegung «Regnum Christi», die vom Tiroler Franziskanerpater Beda Henegger gegründet wurde, werden in verschiedenen Quartieren Roms kleine geistliche Brüdergemeinschaften organisiert.

Für Bürgerstöchter, die sich der sozialen Arbeit widmen wollen, wurde die «Rinascita Cristiana» eröffnet. Sie besteht bereits in fast allen Städten Italiens.

Die «Katholische Aktion»

Die *Katholische Aktion* wurde im Jahre 1886 besonders für die jüngere Generation gegründet und war während der Zeit des faschistischen Regimes verboten. Im Jahre 1946 wurden ihr neue Statuten gegeben. Gegenwärtig zählt sie ca. drei Millionen Mitglieder und ist in zahlreiche Spezialzweige aufgeteilt: Männervereinigung (200 000 Mitgl.), Frauenvereinigung (450 000 Mitgl.), Jungmänner, die sich wieder in Arbeiter, Studierende und Sportler aufteilen (500 000 Mitgl.) und Mädchen (1 Million Mitgl.). Ihr derzeitiger nationaler Präsident ist Professor Gedda.

Die Katholische Aktion steht ausserhalb jeder Politik; ihre Mitglieder bekennen sich zur Hauptsache zur «Christlich-demokratischen Partei». Jedoch hat kein Führer der Katholischen Aktion in der Partei einen führenden Posten inne. Anlässlich der Wahlen von 1946 wurden von den Katholiken «Bürgerliche Komitees» gegründet, die sich speziell dem Kampf gegen den Kommunismus widmen. Professor Gedda wurde von diesen zum Präsidenten gewählt. Da aber diese Komitees die

Regierung kritisieren und mehr autoritative als demokratische Methoden anstreben, befürchten viele Christlich-Demokraten eine bedauernde Trennung der Katholiken auf politischem Boden.

Die katholische Sozialbewegung

In der einzigen Gewerkschaft, die im Jahre 1944 gegründet wurde, taten sich Gruppen von christlichen Arbeitern nach den Anweisungen der Enzyklika «Quadragesimo Anno» zusammen und nannten sich «Vereinigung der christlichen italienischen Arbeiter» (A. C. L. I.). Diese Vereinigung nimmt sich hauptsächlich der religiösen und moralischen Bildung der Arbeiter an und hat für diese eigene Wohltätigkeits-Institutionen geschaffen (Versicherungen, Fürsorge, etc.). Als aber im Jahre 1948 diese Gewerkschaft mehrheitlich kommunistisch wurde, gab die A. C. L. I. kurzerhand ihren Austritt. Dieser war das Signal zur Sprengung der ersten Gewerkschaft, die von da an ganz kommunistisch wurde. 1949 gründeten dann die Republikaner und die Sozialisten von Saragat die «Genossenschaft der italienischen Arbeiter». Die beiden Genossenschaften, die christliche und die sozialistische, schlossen sich zusammen und gründeten die «Italienische Genossenschaft der freien Gewerkschaften» (C. I. S. L.).³⁾ Seit dem Jahre 1946 besitzt die Bewegung der christlichen Arbeiter ein eigenes Institut in dem alle ökonomischen und sozialen Fragen studiert und behandelt werden.

Ebenfalls sind die Handwerker, Bauern und Meister in eigenen katholischen Vereinigungen zusammengeschlossen.

Die *Sozialen Wochen* wurden erstmals im Jahre 1945 wieder durchgeführt. Anregung dazu gaben der Präsident Msgr. Barnaghi, Msgr. Pavan, Generalsekretär, der berühmte Pater Gemelli, Professor Vito, der Priester Colombo von Mailand und Pater Brucculeri S. J. von der «Civiltà Cattolica». Von den Männern der Politik, die an den Sozialen Wochen teilnehmen, führen wir De Gasperi, Fanfani, Minister der Landwirtschaft, La Pira, Professor und Bürgermeister von Florenz, Gonella, ehemaliger Erziehungsminister, Professor der Rechte und Sekretär der Christlich-demokratischen Partei an.

Schon seit 1943 besteht eine weitere Studiengruppe, die von Zeit zu Zeit im Kloster Camaldules in der Toskana zusammenkommt und die Resultate ihrer Arbeit unter dem Titel «Codice di Camaldoli» veröffentlicht.

II. Der Katholizismus in der Nation

Die Presse

Es existieren viele Tageszeitungen mit einer Auflage von 10 000—30 000 Exemplaren, wie: «Il Quotidiano» (Rom), «L'Avvenire d'Italia» (Bologna), «Il Nuovo Cittadino» (Genua), «L'Eco di Bergamo» (Bergamo), «L'Ordine» (Como), «Quotidiano Sardo» (Cagliari), «Il Popolo Tridentino» (Trient). Die Diözese Mailand besitzt eine sehr verbreitete Tageszeitung, «L'Italia», mit einer Auflage von 60 000

³⁾ Seither hat sich aber noch eine neue Gruppierung gebildet. Sie vereinigt diejenigen Gewerkschafter, die nicht kommunistisch sind, sich aber auch nicht mit den christlichen verbinden wollen («Vereinigung italienischer Arbeiter» U. I. L.). Am Kongress von Bologna im Januar 1952 hat die sozialdemokratische Partei (ehemalige Partei von Saragat) ihren Mitgliedern angeraten, eher die U. I. L. als die C. I. S. L. zu unterstützen.

Exemplaren. — Leider muss man feststellen, dass diese Presse meistens nur im Norden des Landes Anklang findet, unterhalb Rom aber nicht sehr stark verbreitet ist.

Die Zeitungen der «Christlich-demokratischen Partei» werden im Geiste der katholischen Kirche geschrieben. Die wichtigste davon, «Il Popolo», mit Niederlassungen in Rom, Mailand und Turin, sowie die regionalen Blätter sind sehr nachgefragt. Auch die katholischen Wochenzeitungen erfreuen sich grosser Beliebtheit und weisen besonders auf dem Lande eine grosse Leserschaft auf. So gibt jede Diözese eine eigene Wochenzeitung heraus. Auch besitzt jeder Zweig der «Katholischen Aktion» sein spezielles Nachrichtenblatt. Von der A.C.L.I. werden zwei Wochenzeitungen («Il Giornale dei Lavoratori» und «Azione Sociale») sowie zwei Monatsnachrichtenblätter («Informazioni Sindicali» und «Informazioni Sociali») herausgegeben.

Das Institut der katholischen sozialen Tätigkeit veröffentlicht in Rom ein Informations- und Dokumentblatt, das zweimal wöchentlich erscheint («Orientamenti Sociali»). Das Ambrosianische Sozialinstitut in Mailand veröffentlicht seine Studien in einer ausgezeichnet redigierten Monatsrundschau («Realtà Sociale d'Oggi»).⁴⁾ Vom Studienzirkel für soziale Fragen in Mailand, der von Jesuitenpatres gegründet wurde, wird die Monatsschrift «Aggiornamenti Sociali» herausgegeben.

Unter den intellektuellen Zeitschriften ist an erster Stelle «La Civiltà Cattolica» hervorzuheben. Sie kann heute auf eine hundertjährige Tätigkeit zurückblicken. Weiter die Blätter, die von der jungen Mailänder Universität herausgegeben werden: «Rivista Internazionale di Scienze Sociali», «Rivista di Filosofia neo-scolastica», «Vita e Pensiero» (Zeitschrift für allgem. Kultur). Nennen wir noch die «Scuola Cattolica», die von den Seminarprofessoren von Mailand redigiert wird. Ferner «Studium», Zeitschrift für religiöse Kultur, die hauptsächlich für Laien und besonders für die studierenden Mitglieder der «Katholischen Aktion» herauskommt.

Diese Liste der aufgezählten Zeitungen und Zeitschriften ist nicht übertrieben und dürfte genügen, um die Lebendigkeit des intellektuellen katholischen Bestrebens in Italien aufzuzeigen.

Die grossen Anstrengungen des Presse-Apostolates werden von vielen Verlagen, die mehr Apostolats- als Geschäftscharakter haben, tatkräftig unterstützt. Sie sind bestrebt, katholische Literatur zu verbreiten, da sie sich ihrer Aufgabe im modernen Leben voll und bewusst sind (z. B. «Morcelliana», «La Scuola», sowie die Gesellschaft von St. Paul, die auch in Frankreich einen guten Namen hat, aber italienischen Ursprungs ist). Diese Kongregation widmet sich besonders den Volkspublikationen, die die Schwestern selber von Haus zu Haus verkaufen gehen.

Als wichtigstes dieser Häuser ist aber die «Internationale Verlagsgesellschaft» (S.E.I.) zu nennen. Sie wurde von Don Bosco in Turin gegründet und publiziert eine grosse Anzahl Jugendbücher und Schriften von hoher religiöser Kultur.

(Fortsetzung folgt)

(Aus: «Cahiers d'Action religieuse et sociale», Paris, 15. 3. 1952, S. 161 u. ff.)

⁴⁾ Diese Rundschau bedarf besonderer Erwähnung, denn sie behandelt die sozialen und religiösen Fragen nach den modernsten Methoden.

Ex urbe et orbe

Das Nein des Volkes zur Vermögensabgabe

Die eidgenössische Volksabstimmung vom 18. Mai 1952 verdient auch vom grundsätzlichen, weltanschaulichen Standpunkt aus Beachtung. Mit 421 000 gegen 328 000 Stimmen ist die sozialdemokratische Initiative auf eine Vermögensabgabe in Form eines «Friedensopfers» abgelehnt worden. Es ging darum, ob die überwältigende Mehrheit des Volkes, die von der Vermögensabgabe (wenigstens direkt und nach dem Gesetz) nicht betroffen wurde, die Last der Wehrhaftigkeit unseres Staatswesens einer kleinen vermöglichen Minderheit durch Mehrheitsbeschluss auferlegen wollte oder nicht. Es ging um die Parole: «Die Reichen sollen zahlen», zu der die Mehrheit der Nicht-Reichen Stellung nehmen sollte. Es ging schliesslich um die grundsätzliche Frage, ob die Mehrheit beschliessen könne und wolle, dass eine bestimmte Minderheit, d. h. «die andern», bezahlen müsse was zum Wohle des Ganzen und damit aller notwendig ist, oder ob eine *gerechte* Verteilung der Lasten des gemeinsamen Anliegens auf *alle* das Richtige sei: eine wahre Grundfrage einer echten Demokratie, ob sie einfach die Herrschaft einer wechselnden oder auch stabilen Mehrheit über eine widerstandsunfähige Minderheit, oder ob sie eine echte Sorge aller Beteiligten für das Gemeinwohl in gerechter (wenn auch nicht gleicher) Verteilung der Lasten auf alle sein wolle.

Vorübergehend kann natürlich in einer Demokratie die Mehrheit der Bürger einem kurzfristigen und kurzfristigen Egoismus der Einzelnen huldigen; auf die Dauer aber kann gerade eine Demokratie nicht bestehen, wenn die einzelnen Bürger die summierten Sonderinteressen der Einzelnen über das Gemeinwohl und die Gemeinwohlgerechtigkeit stellen.

Wir wollen natürlich nicht unterstellen, dass alle Befürworter des «Friedensopfers» sich nur von egoistischen Motiven haben leiten lassen — sie konnten auch beachtliche andere Gründe dafür geltend machen. Noch weniger wollen wir der Illusion huldigen, als ob sämtliche Gegner der Initiative aus höchsten staatspolitischen Motiven heraus zum ablehnenden Entschluss «sich durchgerungen» hätten. Aber für die Mehrheit der Bürger stellte sich doch jene Alternative. Die vorgeschlagene Vermögensinitiative war ja anerkanntermassen rein finanziell gesehen keineswegs untragbar und hätte in Notzeiten ohne weiteres übernommen werden können, und der Entscheid ist manchem nicht leicht gefallen. So dürfen wir das Abstimmungsresultat doch wohl als ein erfreuliches Zeichen echten Bürgersinnes, politischer Reife und gesunder Mündigkeit bewerten. Es dürfte in der Welt wenig Abstimmungen geben, wo die Mehrheit beschliesst, dass die zahlungsfähige Minderheit *nicht* bezahlen solle.

Es ging aber noch um einen zweiten Grundsatz: nämlich um die grundsätzliche Anerkennung des Eigentumsrechtes. Die gegnerische Propaganda machte mit Recht darauf aufmerksam, dass es den Initianten auf sozialistischer Seite nicht so sehr um die Deckung der Wehrausgaben, als um einen Angriff auf die grossen privaten Vermögen, ja letztlich um die Kraft und Stellung des Privateigentums überhaupt ging. Die Vermögensabgabe sollte ja nur ein Anfang sein. Das merkte auch der kleine Mann, zumal der Bauer, der eben konkretes, sichtbares Eigentum, wenn auch noch so klein, hat, und setzte sich zur Wehr, obschon er zunächst und in absehbarer Zeit nichts abzugeben hatte; er wollte eben doch grundsätzlich das Recht auf Eigentum nicht antasten lassen. Auch dies ist ein erfreuliches Zeichen.

Andererseits darf aber doch die grosse Zahl der Ja-Stimmen (328 275), und noch mehr die grosse Stimmenthaltung (47%!) nicht unbeachtet bleiben. Sie mögen eine Mahnung sein, den Bogen gerade in der Zeit der Hochkonjunktur nicht zu überspannen und lieber Einkommen und Vermögen an der *Quelle*,

bei der Einkommensgestaltung durch eine gerecht-grosszügige Aufteilung des Sozialproduktes, richtig zu verteilen, statt hinterher durch überspannte Steuern und Vermögensabgaben, durch überladene Sozialversicherungen und ein ungesundes Subventionswesen einen zwangsmässigen Ausgleich zu bewerkstelligen. Freilich bedeutet diese Forderung nicht nur erhöhte Löhne und Preise, sondern eine echte tieferegreifende Sozialreform, wie sie ja von den Päpsten in den letzten Jahrzehnten immer und immer wieder gefordert wurde, leider aber so selten verstanden worden ist.

* * *

Zur Abstimmung haben die «Basler Nachrichten» vom 19. Mai 1952 (Nr. 209) aus der Feder von Redaktor Dr. D. Barth einen trefflichen Kommentar gebracht, der sich z. T. in ähnlichen Gedankengängen bewegt, darüber hinaus aber einige Bemerkungen und Überlegungen niederlegt, die unsere Beachtung verdienen. Wir wollen sie deshalb, leicht gekürzt, hier festhalten. Dr. D. Barth schreibt:

«Das Welschland hat diesmal Nein gesagt, zum Teil mit ansehnlichen Mehrheiten, während die starken Ja-Kontingente aus der stark industrialisierten Nordschweiz stammen. Dazu gesellt sich der Kanton Tessin, der in den letzten Jahren in vermehrtem Masse zentralistischen und damit offensichtlich auch etatistischen Gedankengängen zugänglich geworden ist. Mit teilweise sehr starken Mehrheiten hat dafür die eigentliche Ostschweiz Nein gesagt, ebenso die katholische Inner-schweiz, wo das 2 : 1-Resultat des Standes Luzern besondere Erwähnung verdient.

Die Zusammenballung der Bevölkerung in immer grösseren Agglomerationen, die trotz allen Bemühungen um Belebung des Bürgersinns einen organischen demokratischen Aufbau weitgehend vermissen lassen, erweist sich offensichtlich als Nachteil. Das beweisen Basel sowie Zürich und Schaffhausen, wo die sozialistische Propaganda in den Massen einen hohen Wirkungsgrad erzielen konnte und wo der Appell an den Neid derer, die weniger haben, gehört wurde. Nicht in Erfüllung gegangen sind hingegen die Hoffnungen, welche die Sozialisten im stillen auf die in den Rätssälen oftmals gut eingespielte rot-grüne Allianz gesetzt haben dürften: Die Bauern haben diese Spekulation zunichte gemacht, und hier hat sich einmal mehr gezeigt, dass ein kleiner Landwirt selbst den Anfängen einer Vermögensabgabe wehrt, auch wenn er selber dadurch nicht betroffen würde. Sein Grund und Boden ist ihm kein politisches Spekulationsobjekt, und bei aller Geneigtheit, Subventionen anzunehmen, ist der Bauer einem finanziellen Aderlass ganz sicher abgeneigt.

Einmal mehr hat man ferner festgestellt, wie stark die katholischen Kantone verworfen haben, und wie sehr die Abneigung gegen staatssozialistische Vorstösse im konservativen Volk verwurzelt ist. Das ist aus zwei Gründen bemerkenswert. Einerseits stärkt es die Position der katholischen Konservativen in der eidgenössischen Politik überhaupt, und auch in freisinnigen Kreisen wird man das zwischen den Zahlen der sonntäglichen Abstimmungsresultate herauslesen. Andererseits aber beweist das Ergebnis der katholischen Stände und — in den konfessionell gemischten Kantonen — das Ergebnis der katholischen Bezirke, dass die sozialistische Neid-Propaganda hier noch immer recht wenig verfangt. Ihrer materiellen Lage entsprechend hätten die Kleinbauern katholischer Herkunft eindeutig für eine solche Vermögensabgabe stimmen müssen; dass sie es dennoch nicht getan haben, zeigt, wie wenig die materialistische «Beweisführung» der Sozialisten hier verfangt.

Gleichwohl ist es bedauerlich, dass so viele Schweizer, darunter sehr viele Nichtsozialisten, sich durch die als «Opfer» ge-

tarnte Vermögensabgabe haben täuschen lassen. Dabei geht es weniger um das Geld selber, als vielmehr um die Mentalität, aus der heraus das «Friedensopfer» verwirklicht werden sollte: Bewusst wurde es nur einer kleinen Minderheit zuge- dacht, von der man annahm, sie werde sich in der Massen- herrschaft, als welche die Sozialdemokratie die Demokratie leider noch immer versteht, nicht wehren können. Dass eine deutliche Mehrheit trotzdem Nein gesagt hat, ist — bei allen Bedenken, die sich aus den mehr als 300 000 Ja-Stimmen ergeben müssen — auch wieder erfreulich. Die Mehrheit will nicht, dass einer Minderheit ohne Not allzu schwere Lasten auferlegt werden. Die Spekulation auf den Neid aller, die durch die Vermögensabgabe nicht betroffen worden wären, hat sich als falsch erwiesen. Dafür wollen wir dankbar sein.»

J. David

Sozialistische Lehrer diskutieren Erziehungsfragen

Vor wenigen Wochen wurde die «Schweizer Vereinigung sozialistisch-demokratischer Erziehung» gegründet, deren Vorstand sich in Basel befindet. Unter Beistand der sozialdemo- kratischen Arbeiterbildungszentrale in Bern organisierte diese Vereinigung anfangs Mai 1952 im Bildungsheim Hasenberg einen Kurs über die Grundlagen sozialistischer Erziehung. Zweck des Kurses war, wie das Zürcher «Volksrecht» vom 12. Mai 1952 berichtet, die Erarbeitung eines brauchbaren schwei- zerischen Beitrages zur Formulierung der humanitären Grund- lagen des Sozialismus an der internationalen Sommer-Konfe- renz sozialistischer Erzieher.

Was Ruth Hommel im «Volksrecht» vom 12. und 13. Mai über den Kurs auf dem Hasenberg berichtet, verdient auf un- serer Seite volle Beachtung, weil wir dadurch Kenntnis von einer Neubesinnung erhalten, die noch selten von schweizeri- scher sozialistischer Seite so umfassend und klar ausgesprochen wurde.

In diesem Bericht wird folgendes ausgeführt:

«... Inneren Halt hat das kleine Kind, das voll Vertrauen, Achtung und Liebe zu seiner Mutter aufblicken kann, die ihm das Mass für alles ist. — Aber die Eltern sind nur Menschen. Bald zerreisst der Schleier, und der kritisch gewordene Sinn lässt das reifere Kind erkennen, wo die Schwächen seiner Er- wachsenen-Umwelt liegen. Es erfährt aber auch schon eigenes Versagen und Schuldigwerden, es erlebt noch andere als phy- sische Nöte: Schicksal, Tod, Schuld. Die Frage nach dem Sinn des Lebens steigt in ihm auf; das Geheimnis um das entstehende Leben lässt es fragen nach Dem, der Leben schafft. Schon ein empfindsames Kind fühlt also, dass wir uns in unserer sicht- baren Lebenswirklichkeit nicht völlig selbst genügen können. An all diesen, das Kind oft tief bewegenden Fragen darf die Mutter nicht achtlos vorübergehen. Es gibt eine religiöse Ele- mentarerziehung, die nach Pestalozzi in der Wohnstube geleit- et werden muss. «Religiös» bedeutet ihm: das Suchen und Sehnen nach etwas absolut Gutem, Ewiggültigem, über dem Menschen Stehenden. Langsam soll die Mutter das unbedingte Vertrauen, die Liebe und den Gehorsam, den das Kind ihr ent- gegenbringt, auf dieses Höhere hinlenken, zunächst ganz schlicht auf einen Vater im Himmel verweisend, der auch über den Eltern steht. Bald kommt das Kind in die Pubertätszeit, wo es sich loslöst von den Erwachsenen, die «es ja doch nicht ver- stehen», und kämpft einsam gegen das Überflutetwerden durch seine erwachenden Triebe. Wer gibt ihm da Halt? Sein eigener Wille und sein Können? Seine Fähigkeit zur Selbstbeherr- schung? Ja — aber wie oft versagen Wille und Können! Mensch sein heisst, beständig vor Aufgaben stehen, die unsere Kräfte übersteigen, heisst, beständig schuldig werden trotz bestem Wollen. Dies muss einen ernsthaften Menschen zur Verzweiflung treiben — es sei denn, er habe erfahren, dass man inneren Halt empfängt nicht nur durch sich selbst befehlen und gehorchen können, sondern noch mehr dadurch, dass man ge-

halten wird — und dass man sich halten lässt von einer höheren Kraft.»

Der Appell zur religiösen Erziehung, mit der der Bericht schliesst, mag für unsere gläubige Haltung noch sehr unbe- stimmt sein, wenn man aber an die materialistische und atheis- tische Einstellung denkt, die noch vor dreissig und weniger Jahren der sozialistischen Erziehung das Gepräge gab — man denke etwa an Otto Rühles «Umgang mit Kindern», das 1924 erschien und das Kapitel enthielt: «Lass den Herrgott aus dem Spiel!» — kann man den neuen sozialistischen Erziehergeist nur begrüssen. Der Appell lautet:

«Wir Erzieher wollen und müssen versuchen, durch eine überkonfessionelle, religiöse Grundhaltung die uns anver- trauten jungen Menschen zu beeinflussen und in ihnen die Liebe zum wahrhaft Guten und Schönen zu entwickeln, bis sie gar nicht mehr anders können, als an der Verwirklichung dieser Ideale auf Erden mitzuschaffen. Ein leidenschaftlicher Drang nach Wahrheit sollte die jungen Menschen beseelen. «Die Wahrheit aber ist Gott», sagte Gandhi. Es gibt ja nur diesen einen, schweren Weg, um glücklich zu werden, wie es ein be- rühmter Grieche schon aussprach: ‚Gut und glücklich wird der Mensch nur zugleich!‘»

K. S.

Zu den Spannungen zwischen der deutschen Evangelischen Kirche und der ostdeutschen Regierung

Die Presse meldete Mitte Mai 1952 von Besorgnissen, die in der deutschen Evangelischen Kirche der Altpreussischen Union herrschen, weil das Verhältnis zur ostdeut- schen Regierung immer gespannter wird. Die ostdeutsche Re- gierung habe gegen die Weiterführung des Namens «Alt- preussische Union» Einspruch erhoben und gegen die Tat- sache protestiert, dass die Restkirchen von Pommern und Schlesien mit eigenen Kirchenleitungen der Union angehören. Die ostpreussische Regierung habe sich geweigert, die Synode der Altpreussischen Union in Görlitz tagen zu lassen. Die Kir- chenleitung der Altpreussischen Union, der die Kirchen von Berlin-Brandenburg, Provinz Sachsen, Rheinland, Westfalen, sowie die ostdeutschen Gliedkirchen Pommern und Schlesien angeschlossen sind, hätte in einem Memorandum die Inter- vention der ostdeutschen Regierung zurückgewiesen; das ost- deutsche Innenministerium halte jedoch am Einspruch fest.

Im Zusammenhang damit meldete der O. F.-Korrespon- dent der «Neuen Zürcher Zeitung» am 13. Mai aus Berlin, der Bevollmächtigte der Evangelischen Kirche bei der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik, Probst Grüber, habe in einer Predigt in der Marienkirche in Ostberlin erklärt, die Handlungsweise der ostdeutschen Regierung sei «mehr als merkwürdig in einer Zeit, in der man so laut die Einheit Deutschlands wünscht».

Probst Grüber war einer der Initianten für den letzten evangelischen Kirchentag in Berlin, einer Zusammenkunft von Vertretern aus dem Osten und Westen. Er sprach im Herbst 1951 in Zürich über das Thema: «Die Kirche zwischen Ost und West». Bei einem der beiden Vorträge, der in der Kirche Oerlikon-Zürich stattfand, soll er ausgesprochen haben, dass die Kirche im russische besetzten Sektor Deutschlands ungehin- dert die evangelische Botschaft verkündet. Im kryptokom- munistischen «Zeitdienst» vom 24. November 1951 (Nr. 47, 4. Jahrgang) heisst es in einer Zuschrift über diesen Vortrag: «Er (Probst Grüber) ist überzeugt, dass die Kirche (in der Sowjetzone) heute mehr als je eine wirkliche Kraft ist... Viele junge Geistliche gehen heute aus dem Westen in die Ostzone. — Anwesende protestantische Geistliche vertraten die Auf- fassung, dass heute im Bereich der russischen Macht keine ‚christliche Existenz‘ möglich ist, und liessen sich von den Er- klärungen Probst Grübers nicht überzeugen.» Der «Zeitdienst» fügte damals nur spöttisch hinzu: «Nun ja, diese Herren in der Schweiz wissen es eben besser als einer, der in Berlin lebt und wirkt!»

K. S.

Buchbesprechungen

Heilige

Die Heiligen sind schon lange wieder modern, allzu deutlich hat man erfahren, dass das Weltgeschehen nicht nach ehernen Gesetzen abläuft, sondern dass bei seiner Gestaltung Persönlichkeiten eine grosse Rolle spielen. Vielfach sind es mittelmässige Persönlichkeiten, bisweilen auch verbrecherische Menschen. Dadurch ist das Verständnis für Macht und Wirkung menschlicher Persönlichkeiten wieder geweckt, und so ist es nicht erstaunlich, dass neuerdings Interesse für die Persönlichkeit des christlichen Heiligen vorhanden ist. Aussenstehende sehen dabei allerdings nicht in erster Linie das innere Geheimnis der Heiligen, sondern ihre Wirkung auf die Welt. So hat auch René Fülöp-Miller seinem neuesten Buch über die Heiligen den Titel gegeben: «The saints who moved the world». Die deutsche Übersetzung trägt den sprachlich unschönen Titel: «Die die Welt bewegten».*

Das Buch ist mit grossem Geschick geschrieben, voll Spannung, Anregungen und wertvollen Einsichten. Weil es dem Verfasser vor allem um die Einwirkung auf die Welt geht, schickt er dem Buch ein einleitendes Kapitel über das heutige Weltbild voraus. Er will zeigen, dass das Weltbild der Physik wieder Raum lässt für das Wirken Gottes im allgemeinen und somit auch für das Wirken Gottes durch die Heiligen im besonderen. Die Ausführungen liessen sich ergänzen durch Darstellung neuerer philosophischer Erkenntnisse und vor allem auch durch soziologische Überlegungen. Fülöp-Miller hat als echter Schriftsteller die Fähigkeit, sich in den Gegenstand seiner Darstellung einzufühlen und einzuleben. Das Material ist jeweils zu einem einheitlichen Bild verarbeitet, so dass die Darstellung der einzelnen Gestalten eindrucksvoll wirkt. Über die Auswahl, die der Verfasser getroffen hat, lässt sich streiten. Es ist ein wirkliches Auswahlprinzip vorhanden, nämlich die verschiedene Art und Weise, in welcher verschiedene Heilige auf die Welt gewirkt haben: Antonius durch Weltflucht, Augustinus durch den Geist, Franziskus durch die Liebe, Ignatius durch den Willen und die grosse hl. Theresia durch ihre mystischen Erfahrungen.

Aber durch diese Sicht ist Fülöp-Miller der Einseitigkeit verfallen. Diese ist bisweilen so gross, dass sie zu eigentlichen Verzeichnungen führt.

Dahin gehört einmal das Übersehen der grundlegenden Tatsache, dass allen Heiligen das Eine und Entscheidende gemeinsam ist, ohne das es überhaupt keine Heiligkeit gibt: die Liebe. Liebe ist christliche Vollkommenheit. Wo immer ein Heiliger aufsteht, ist er von der Liebe getragen und getrieben. Die Verschiedenheit der Heiligen ist nur verschiedenartige Auswirkung derselben einen Kraft und desselben einen Geistes der Liebe. Das Gemeinsame ist somit grösser als die Verschiedenheit.

Dazu kommt ein zweites: Die Überbetonung der Verschiedenheiten hat in der Darstellung zu Überspitzungen geführt. Bei Antonius ist das noch erträglich, denn es findet sich in seinem Leben in der Tat so viel Bizarres und Seltsames, dass der Akzent nicht mit Unrecht auf dieses Aussergewöhnliche gelegt ist. Bei Augustinus ist es schon bedenklicher. Er ist keineswegs nur der Heilige des Intellekts. Gerade bei ihm ist das affektive Element ganz ausgeprägt; er schreibt nicht nur mit klar durchdringendem, immer neu ansetzendem und immer tiefer bohrendem Verstand, sondern er schreibt auch mit glühendem Herzen. Seine Werke werden mitten in der Darstellung immer wieder zu Gebeten, zu erstaunten Ausrufen der Bewunderung oder der Zerknirschung. Es ist ein leidenschaftlicher Mensch, der die Feder führt, und er tut beim Schreiben seinem Herzen keineswegs Gewalt an.

Franziskus ist gewiss in besonderer Weise ein Heiliger der Liebe. Aber wenn er auch ein Troubadour Gottes ist, ein Minnesänger der Liebe, so hat diese Liebe bei ihm keineswegs bloss dichterische Gestalt, Sinn für alle Schönheit der Schöpfung Gottes, sondern sein Leben ist harte Entsagung, bitteres Leiden, ernste Nachfolge des Gekreuzigten.

Völlig verzeichnet ist leider das Bild des hl. Ignatius. Er ist keineswegs nur der Heilige der Willenskraft. Gerade bei ihm wird die Liebe besonders betont. Seine Exerzitien wollen nichts anderes, als den Geist vollkommener Liebe wecken und gipfeln in der «contemplatio ad amorem obtinendum». Auch das nüchterne Gesetzeswerk, das er für seinen Orden geschrieben, ist vom Geist der Liebe getragen. Er betont darin ausdrücklich, dass das Gesetz der Liebe das eigentliche Lebensgesetz seines Ordens und aller Mitglieder sein müsse. Er zeichnet das Ideal des Jesuiten im berühmten Kapitel über die Eigenschaften des Ordensgenerals so, dass

darin alles von der Liebe geformt, von der Liebe durchstrahlt und durchleuchtet ist. Und er ist selbst, wie aus seinen Aufzeichnungen hervorgeht, ein Mann der Liebe. Der von ihm so stark betonte Gehorsam soll aus Liebe geleistet werden. Der Dienst am Reiche Gottes soll ein Dienst der Liebe sein. Denn über allem steht die strahlende Herrlichkeit des Herrn, die jeden zu liebender Hingabe mitreissen soll. Diese Liebe ist es, die dazu treibt, alles für die Verherrlichung des Herrn einzusetzen. Das «omnia ad maiorem Dei Gloriam» ist Auswirkung der Liebe. Gewiss ist Ignatius der Mann grosser Energie, und gewiss verlangt er auch von den Seinen den Einsatz des freien Willens, aber alles wird aus Liebe Gott dienstbar gemacht. Fülöp-Miller hat schon in seinem Werk «Macht und Geheimnis der Jesuiten» das tiefere Eindringen in den innersten Geist und das eigentliche Geheimnis des Ordens vermissen lassen. Das kommt auch in dieser neuen Darstellung des hl. Ignatius wieder zum Vorschein. Der Verfasser hat sich hier von Vorurteilen leiten lassen und ist schon mit einem bestimmten Eindruck an das Studium der eigenartigen Gestalt und Grösse dieses Heiligen herangetreten. Eine richtige Zeichnung müsste Ignatius als den Mystiker der Tat darstellen, der die Liebe dienstbar macht zur Arbeit im Reiche Gottes. Eine wenn auch nebensächliche Rolle spielen auch einige geschichtliche Unrichtigkeiten, z. B., dass Ignatius einem verarmten Adelsgeschlechte entstamme. In Wirklichkeit waren damals die Loyola ausgesprochen reich.

Die hl. Theresia ist in ihrer Art köstlich gezeichnet, aber auch hier gelingt es dem Verfasser nicht ganz, in das innere Mysterium ihrer Gottesliebe einzudringen.

So legt man das Buch trotz allem unbefriedigt aus der Hand.

Eine richtige Sammlung von Heiligenleben müsste zwei Dinge besonders betonen, einmal die verschiedenartige Ausprägung desselben Geistes der Gottesliebe, dann aber auch die verschiedenartige Sendung, welche gerade die grossen Heiligen von Gott hatten. Sie haben ihr Werk nicht auf eigenen Antrieb in Angriff genommen und durchgeführt, sondern waren vom Bewusstsein getragen, in einem bestimmten Auftrag und einer bestimmten Sendung des Herrn zu stehen.

Möge das Buch trotz seiner Einseitigkeiten die Wirkung haben, die der Verfasser am Schluss seines 1. Kapitels in die Worte fasst: «Das Leben der Heiligen, ihre Gesinnung und ihr Handeln, bringen uns gerade in unserer von politischen und sozialen Wirren durchwühlten Zeit eine Botschaft des Trostes und der Zuversicht.» Dr. R. Gutzwiller, Innsbruck

Physis und Metaphysis

Das bohrende Denken des heutigen Menschen nimmt Raum und Zeit nicht mehr als letzte selbstverständliche Gegebenheiten hin, wie das früher geschah. Einstein hat durch das Hineinbeziehen der Zeit als vierter Dimension die Raum-Zeit-Einheit statuiert. Die Tiefenpsychologie und Parapsychologie weiss, dass bei Telepathie, Retroskopie und Prophezie Raum und Zeit keine Rolle spielen. C. G. Jung spricht von Synchronizität. Die Atomphysik spricht vom akasalen Geschehen in der Mikrowelt und: «Das Weltall fängt an, mehr einem grossen Gedanken als einer grossen Maschine zu gleichen», es wachse alles Atomgeschehen ständig aus einer «überstofflichen Sphäre» heraus... All die vielen Fäden neuer Erkenntnisse nimmt Nickel* auf, wenn er in seinem Buch die These vertritt, dass die letzte Wirklichkeit nicht die raumzeitliche Physis, sondern die Metaphysis sei, d. h. «die Wirklichkeit, von der ich spreche, ehe ich bestimmte Aktualisierungsbedingungen im Auge habe». Das Nicht-Materielle sei die primäre Realität. Diese Metaphysis könne sich nun äussern in raumzeitlichen Phänomenen, nämlich denen, die die Physik betrachtet. Ebenso gut könne sich diese gleiche Metaphysis aber auch anders als in raumzeitlich determinierten Phänomenen äussern, in der Paraphysis. Die Naturwissenschaften stellten «Modelle» auf. «Unter ‚Modell‘ wollen wir ein Gebilde verstehen, das erdacht wird, um eine Anzahl beobachteter Phänomene in ihrer gegenseitigen Bezogenheit dem Erkenntnissubjekt verständlich zu machen oder einem andern zu demonstrieren» (17). Dem gegenüber gälte es, immer wieder um das «Ding an sich» zu kreisen, dessen Real-Manifestation für ein entsprechendes Erkenntnissubjekt das Ding in Raum und Zeit ist. Die Dinge sind also nicht nur etwa in uns geweckte Vorstellungen, sondern Real-Manifestationen. Nickel bekennt sich ausdrücklich zum erkenntnistheoretischen kritischen Realismus.

*) Nickel Erwin: Das «physikalische Modell» und die «metaphysische Wirklichkeit». Versuch einer Metaphänomenologie. (Sammlung «Glauben und Wissen», Nr. 9.) Ernst Reinhardt Verlag, München-Basel, 1952. 100 Seiten.

* Fülöp-Miller, René: Die die Welt bewegten. Otto Müller-Verlag, Salzburg, 1952. 530 Seiten.

Beliebte katholische Zeitschriften

KATHOLISCHER DIGEST

Meistgelesene katholische Zeitschrift in 12 Ausgaben. In der Schweiz erhältlich: deutsche, französische, italienische und amerikanische Ausgabe.

Einzelnummer à 100 S.: Fr. 1.50. Jahresabonn. Fr. 12.—.

INTERNATIONALE FILM-REVUE

vom OFFICE CATHOLIC INTERNATIONAL DU CINEMA Quartalzeitschrift auf Kunstdruckpapier. Herausgegeben in Bruxelles. In der Schweiz sind die deutsche und die französische Ausgabe erhältlich.

Einzelnummer: Fr. 4.50. Jahresabonnement: Fr. 16.—.

GEIST UND LEBEN

Zeitschrift für Ascese und Mystik.

Sie nimmt im literarischen Katholizismus unseres Sprachgebietes einen hohen Rang ein, gehört nach einer neuen Stimme: «zu den immer mehr beachteten Zeitschriften» des katholischen Deutschlands («Die Seele») und beginnt auch im Ausland Anklang zu finden.

Einzelnummer: Fr. 2.50. Jahresabonnement: Fr. 15.—.

NEUES ABENDLAND

Zeitschrift für Politik, Kultur und Geschichte.

Erscheint monatlich. Einzel-Nr.: Fr. 1.50, Jahresab.: Fr. 16.—. Herausgeber: Dr. Gerhard Kroll, Mitglieder der Redaktion: Dr. A. Dehlinger, Dr. W. Heilmann, Jos. Mauerer, Prof. Dr. G. Stadtmüller.

DAS MUNSTER

Zeitschrift für christliche Kunst und Kunstwissenschaft. Jährlich 6 Doppelhefte à 64 Seiten, je Fr. 4.—. Kunstdruckpapier. Jährlich gegen 300 Abbildungen.

Das Münster behandelt die mannigfachen Probleme der Gegenwart und dient vor allem der Förderung der modernen christlichen Kunst. Es führt durch die bedeutenderen Ausstellungen und Ateliers, bringt Bilder moderner Kirchen des In- und Auslandes und weist auf die neuen Schöpfungen in Baukunst, Plastik, Malerei, Glasmalerei, in Graphik, in Textil- und Kunstgewerbe hin.

DIE BESINNUNG

Eine Zweimonatsschrift à Fr. 1.50. Jahresabonn. Fr. 9.—.

Die «Besinnung» tritt als Zeitschrift eigener Zielsetzung und christlicher Verantwortung in die Welt — nach dem Grundsatz: die Stimme der Zeit hören heisst die Stimme Gottes hören (Kard. Faulhaber).

JUNIOR-MAGAZIN

Internationaler katholischer Jugend-Digest. Monatszeitschrift für junge Menschen. Mehrfarbige Illustrationen.

Einzelnummer: Fr. —.70. Jahresabonnement: Fr. 8.—.

PAULUS

Zeitschrift für missionarische Seelsorge. Erscheint vierjährlich. Einzelnummer: Fr. 4.50. Jahresabonn.: Fr. 17.—.

Mitteilungsorgan der deutschen Missionskonferenz.

Verlangen Sie unverbindlich Probenummern!

Schweiz. Generalauslieferung

CHRISTIANA-VERLAG

Zürich 52, Telephon 46 27 78

Das Wichtige, um was es Nickel geht, ist, dass hinter jedem Materieteilchen, jedem Atom, ein metaphysisches Etwas steht, eine «Materie-Entelechie» (34). «Genau wie zu fragen ist: was ist das Wesen der Organismus-Entelechie? genau so muss man fragen: was ist das Wesen der Materie-Entelechie?» (34). Die Materie-Entelechie ist Grund der Ganzheit, der Individualität und der Finalität, die sich schon in der materiellen Welt zeigt. Nickel weiss sich in seiner Auffassung der Materie-Entelechie weitgehend einig mit dem Münchener Philosophen Wenzl, der sagt, dass die Materie, «wenn auch noch so bescheiden, vitalisiert, psychisiert und spiritualisiert werden» muss, wobei Nickel allerdings betont, es handle sich nicht um Panpsychismus, der eine «biologische Psyche» im Auge habe. Hingegen scheint er der Auffassung von Zeno Bucher OSB nahe zu stehen. Das Wichtige aber ist die Erkenntnis: «Alle Dinge existieren primär in der Andersheit (d. h. der Metaphysis), manche von ihnen setzen

sich einer Diesseitigkeit aus, ‚dehnen‘ sich bis in die Diesseitigkeit aus» (44). Zwischen dem Metaphysischen und Phänomenalen ist wie ein Gitter das Zahlenhafte: «Die Ideen materialisieren sich zahlenhaft», wodurch den pythagoreischen Grundgedanken, wie auch etwa der Planckschen Konstante h oder den harmonikalen Ordnungszahlen Kaisers ihr Recht wird. Wunder sind für Nickel «ein Auswechseln von Naturgesetzen verschiedener Determinationssysteme» (48). Eine solche Formulierung ruft selbstverständlich nach theologischer Stellungnahme.

Die ganze Schöpfung ist für Nickel ein Werk Gottes. «Die Metaphysis ist ohne Gott ebenso unbegreiflich wie die Physis ohne Metaphysis» (58). Nicht dass es geistige Welt gibt ist staunenswert, sondern dass es Materie gibt; sie «bleibt etwas Rätselhaftes, Dunkles, kaum Glaubliches». Die unteren Seinsstufen sehnen sich deswegen auch nach Erlösung, nach Vergeistigung im Menschen. Die Dinge «wollen, wir sollen sie ganz im unsichtbaren Herzen verwandeln in — o unendlich — in uns!» (Rilke, 9. Elegie). So kommt das Ethische aus der Betrachtung des Ontischen. Auch den Riss, der durch die ganze Schöpfung geht, kann der Kosmologe und Metaphysiker schon konstatieren, erklären aber könne ihn nur der Theologe. Das Gehen von der Physis in die Metaphysis führt so zu einem Gott, der in keiner Weise deistisch, aber auch nicht pantheistisch verstanden werden darf. Schöpfung wird transparent.

Nickels Buch entwickelt im Grunde eine tiefchristliche Kosmologie, aber nicht in scholastischer Terminologie, sondern in der heutigen Sprache. Er zeigt auch, wo die heutigen Linien weitergeführt werden müssen und lässt ahnen, was nicht abstrakte, sondern konkrete Metaphysik ist.

Gebhard Frei.

Miller, P. Josef S. J.: Die geistliche Krankenschwester. Felizian Rauch, Innsbruck. Preis sFr. 3.—.

Die Krankenschwester, die Operationsschwester im besonderen, ist in zunehmendem Masse vor schwere Gewissensentscheidungen gestellt (Mitwirkung bei unerlaubten ärztlichen Eingriffen wie Schwangerschaftsunterbrechung, Sterilisation, Euthanasie usw.). Prof. Miller möchte hier jeder Schwester ein verlässliches Nachschlagebüchlein in die Hand geben, das auf Fragen und Zweifel eine Antwort gibt und so ein klares und sicheres Handeln ermöglicht.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Telephon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Compte Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—. Einzahlungen an Pfarramt St. Kunigund, Scharrerstr. 32, Nürnberg, Postcheckkonto Nürnberg 74760, «Sonderkonto Orientierung». — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth Ht./Rh., c/o No. 86047 Strasbourg. — Italien-Vatikan: Jährlich Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Jährl. Sch. 30.—. Einzahlungen an Creditanstalt-Bankverein, Filiale Feldkirch, Scheckkonto 65.707.

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich